

Pan Glodowy.

Eine Geschichte aus Masuren von Fritz Skowronnet.

In Sarenthen und Umgegend waren alle Mütter von heirathfähigen Töchtern empört darüber, daß Pan Glodowy noch immer keine Anstalten traf, sich zu verheirathen. Sie hatten alle Ursache dazu; denn der reichste Standort war der reichste Besitzer des Dorfes und ein tüchtiger Wirth, dazu ein flotter, forschender Mann, der in seiner graugrünen Jagdjacke und den halbhohen Schattstiefeln mit silbernen Sporen daran so vornehm ausah, wie ein Kavallerieoffizier in Zivil. Am meisten bekümmerte sich seine Mutter darüber, daß Martin, ihr Einziger, unbeneidet blieb und alle Anspielungen nicht zu bemerken schien. Einmal hatte sie ihm Vorhaltungen gemacht. Und was erwiderte der Vorboß? Er sagte sie rind um, legte den Kopf an ihre Schulter, als wenn er noch ein Junge von zwölf Jahren wäre, und betheuerte mit gerührter Stimme, er würde jedes Mädchen mit Vergnügen heirathen, das seiner lieben Muttchen ein Herzengüte, Klugheit und Wirthschaftlichkeit gleichmache. Solch ein Schlingel! Da konnte er lange suchen! Hätte er nur auf Reichthum und Bildung gesehen, dann wäre er schon lange verheirathet gewesen, denn wohlhabende Mädchen gab's in der Umgegend genug. Und fast alle waren sie in der Stadt gewesen, um höhere Bildung zu genießen. Fast alle spielten Klavier, einige malten sogar! Seine Mutter hatte diese Art von Bildung nicht genossen. Aber als sie noch klein war, hatte sie mit der Tochter des Pfarrers Louis Freundschaft geschlossen und war in ihrem Elternhause nicht nur aus- und eingegangen, sondern hatte mit der Freundschaft gemeinlich Alles gelernt, was der biedere Pastor seinem Kinde als kostbares Gut mit auf den Lebensweg geben konnte.

Für die Pfarrerstochter hatte diese Art von Bildung hingereicht, einen hohen Beamten zu heirathen und glücklich zu machen. Auch für die Bauern- tochter war die Herzensbildung nicht überflüssig gewesen; sie hatte ihr über viele schwere Stunden an der Seite eines bittigen Mannes hinweggeholfen und hatte ihr die Kraft gegeben, den Martin zu einem guten, lieben Menschen zu erziehen. Freilich: mit allzuviel Wissen hatte er sich auf der Schule nicht beladen. Wer kann denn auch französische Votabellen pauken, wenn er an die glatten Föhlen dabei denken muß und der Verkauf einer Remonte ihm wichtiger dünkt als alle deutschen Aufsätze!

Etwas leichtsinnig war Martin veranlagt. Das steht fest, denn er wollte durchaus bei den Kürassieren in Königsberg sein Jahr abtun, und nur der feste Wille der Mutter vereitelte diesen Voratz. Und noch eine andere Folgezeitige die Soldatenehre: Martin fand Geschmack an der Großstadt. Wenigstens schien es der Mutter so, weil sie keine andere Erklärung dafür hatte, daß er in jedem Monat einmal auf drei Tage nach Königsberg fuhr. Die Jugendfreunden, der sie brieflich ihr Herzeleid klagte, hatte gemeint, Martin werde dort wohl ein Liebchen haben, was auch als Erklärung für seine Abneigung gegen die Ehe dienen konnte.

Als Frau Glodowy diese Zeilen las, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Drei Tage ging sie um ihren Sohn herum wie die Kage um den heißen Brei — wenn der Vergleich nicht zu depejirlich klingt — bis sie ihm eines Abends mit Thränen in den Augen um den Hals fiel, um ihn liebevoll zu schelten, daß er nicht das Vertrauen gebat, ihr von der Braut in Königsberg zu erzählen. Etwas betreten schüttelte Martin den Kopf: „Liebste Muttchen, ich habe wirklich keine Braut in Königsberg.“ „Mein Jungchen, sag' mir doch die Wahrheit! Wenn das Mädchen auch arm ist, schadet nichts. Du brauchst doch auf Geld nicht zu sehen. Und eine schlechte Marzell wirst Dir nicht ausgehandelt haben.“

Darauf hatte Martin zuerst nichts erwidert, sondern den Kopf in die Hand gestützt und sich die Stirn gerieben, wie einer, der mit sich selbst nicht ins Reine kommen kann. Und es klang etwas gequält, als er antwortete: „Ich weiß nicht, wie Du auf solche Gedanken kommen kannst. Und ich sage Dir nochmals: ich habe keine Braut in Königsberg.“

Kopfschüttelnd hatte die Mutter den Rückzug angetreten. Ihr feines Ohr glaubte zu hören, daß der Sohn das Wort „Braut“ beide Male etwas mehr betont hatte als nöthig. Also keine Braut, sondern ein „Liebchen“, wie die weltersfahrenen Jugendfreunde geschrieben hatte. Ihrem einfachen Sinn schien es unfahbar, daß ein Mann ein Mädchen lieben konnte, das er nicht zu heirathen dachte! Auf jeden Fall lag aber hier das Hinderniß, das hinweggeräumt werden mußte. Sonst blieb Martin ein Einspänner, das alte Geschlecht der Glodowsen starb mit ihm aus, und das städtische Bauerngut ging an entfernte Verwandte über. Sie wollte ihm auf den Kopf zufügen, daß eine Lieb- schaft in Königsberg ihn vom Heirathen abhalte. Es war ihr sehr schwer gefallen, aber sie hatte sich schließlich überwunden. Und sie sah ganz genau, daß Martin zusammenzuckte, als sie so ganz unvermittelt zu sprechen begann. Aber sie ließ nicht loder.

„Mein Kind, weshalb bist Du nicht offen zu mir? Hast Du kein Vertrauen zu mir?“ Innerlich mußte Martin bei dieser Frage lächeln. Aber er bezwang sich und antwortete verständig: „Beste, liebste Mutter! So lange Du im Hause bist, will ich wirklich nicht heirathen.“ „Du vergißt, mein Sohn, daß ich vierzig Jahre nicht zum Ausruhen gekommen bin. Ich habe genug gearbeitet in meinem Leben und möchte jetzt meine Hände in den Schooß legen. Das geht aber nicht eher, als bis Du mir eine Tochter in's Haus bringst.“ Statt zu antworten, hatte Martin ihre Hände geküßt und getreudelt. Weicher, fast gerührt, fuhr sie fort: „Ich möchte doch noch einen Entel auf meinen Arm tragen, ehe ich die Augen zuzumache, einen Erbsohn der Glodowsen. Sag' mal, mein Sohn, weshalb kannst Du das Mädchen nicht heirathen? Du liebst sie doch, sonst würd'st nicht immer zu ihr fahren!“

Martin war aufgesprungen und ging ruhelos in der Stube auf und ab. Endlich blieb er stehen: „Mutter! Laß mir noch ein Jahr Zeit. Dann heirathe ich das Mädchen, das Du mir zuführst.“ Am nächsten Tage fuhr Pan Glodowy wieder nach Königsberg. Von der Mutter hatte er nicht, wie sonst, Abschied genommen: Er schämte sich ein klein wenig.

Als er wiederkam, fand die Mutter in der Tasche seines Mantels einen zerknitterten Zettel, augenscheinlich die Rechnung des Gasthofes, in dem er gewohnt hatte. Am Nachmittage sprach sie auf dem Hofe einen Knecht an. Er trug noch als Erinnerung an seine Militärdienstzeit die Soldatenmütze. „Knecht, was ist das für ein Gasthaus von Norweg in der Kalthöfchen Straße? Kennst Du es?“ „Ach ja, Frau Wohlthäterin! Da wohnen immer Einjährige von der Infanterie.“

„Ist auch eine Kneipe in dem Hause?“ „Aber ja doch! Große Kneipe mit vier hübschen Marenellen. Weshalb fragst Du Frau Wohlthäterin?“ „Geht Dich das was an, Du Vorboß?“

Verwundert sah der Knecht seiner Herrin nach, die ihn so kurz abgefragt hatte. Frau Glodowy aber ging in den nächsten Tagen sehr nachdenklich herum. War die Liebste ihres Martin wirklich eine Kellnerin? Da wäre es doch angebracht, mit ihm ein ernstes Wort darüber zu sprechen. Wer weiß, was für eine abgefeimte Person das war, die ihn für sich eingewonnen hatte. Noch an demselben Abend überfiel sie ihren Sohn mit der Frage, ob er eine Schantmamsell zur Liebsten hätte.

Martin wechselte im Augenblick die Farbe, antwortete aber sofort: „Ja, Mutter, und es ist gut, daß Du danach fragst, denn ich wollte es Dir selbst sagen. Ich will und kann von dem Mädchen nicht lassen. Das, mit der Frist von einem Jahr, ist Unfinn, das habe ich so hingeseht.“ Die Mutter hob, wie abwehrend, die Hand.

„Brauchst nicht so heftig zu sprechen, mein Sohn. Du bist Herr im Hause und ich genug, um ohne meine Einwilligung heirathen zu können. Vielleicht bist Du noch nicht klug genug, um zu wissen, daß man kein Mädchen heirathen kann, dessen man sich nachher zu schämen hat. Ich heirathe sie ja nicht, aber Du. Und das Leben ist manchmal lang!“

„Mutter, die Lise ist ein anständiges Mädchen, sie hängt nur an mir.“ Die alte Frau zuckte die Achseln. „Das kann ich nicht beurtheilen, denn ich kenne sie nicht. Drum sag' ich Dir noch einmal: Du bist alt genug, um zu wissen, was Du thust.“

Vergelich wartete die Mutter acht Tage, vierzehn Tage; Martin fuhr nicht nach Königsberg. Hatte ihre Ermahnung auf ihn solchen Einbruch gemacht? Daß er sichtbarlich mit sich kämpfte, beschleunigte den Entschluß, der in diesen Tagen in ihr aufgestiegen war. Eines Tages holte sie ihren Reisepelz und das beste Kleid aus der Truhe und bat Martin für den folgenden Morgen um den Schlitten zur Bahn. Sie wollte zu ihrer Halbchwester nach Schwidern fahren, der sie schon lange einen Besuch versprochen hatte.

In der Kneipe von Norweg war's am Nachmittage, so um Vesperzeit, immer leer. Die Einjährigen waren zum Dienst gegangen. Nur ein paar Civilisten saßen an einem Tisch und spielten Stat. Drei Kellnerinnen saßen schlafria, verdröffen dabei. Eine vierte, ein junges, frisches Ding mit langen, blonden Hängebörschen, saß in der Nähe des Büffetts, wo eine Lampe ihr Licht spendete, und häfelte eifrig. Als die Thür sich öffnete, sah sie gewohnheitsmäßig auf. Eine alte Frau stand auf der Schwelle, schritt bedächtig herein und sprach sie an: „Ach habe hier in der Nähe Geschäfte zu erledigen und möchte hier wohnen. Kann ich ein Zimmer bekommen?“

„Ein Zimmer ist frei.“ „Das ist schön. So, dann nehmen Sie mir die Handtasche ab, weiteres Gepäck habe ich nicht.“ Ohne weitere Umstände legte Mutter Glodowy die Pelzjacke ab und zog den schweren Mantel aus. „So, mein Kind, nun besetzen Sie

mir eine heiße Tasse Kaffee und etwas Weißbrot dazu.“ Die anderen Mädchen waren neugierig herangetreten; ihre Spottlust über den seltenen Besuch regte sich, doch ein gewisses Etwas in dem Aussehen und Benehmen der alten Frau hielt sie im Zaum. Nur eine rief laut: „Hier verkehren nur junge Leute!“ Die alte Frau schüttelte den Kopf und lächelte ein wenig. „Liebes Mädchen, ich habe mich schon vor vierzig Jahren nicht vor den jungen Leuten gefürchtet.“

Hinter dem Büffett erhob sich die Wirthin und verschleuchte mit einem Blick die stehenden Mädchen. „Bitte, nehmen Sie Platz, meine Dame, die Lise wird Ihnen gleich Kaffee bringen.“ Frau Glodowy dankte sehr freundlich. Es erschien ihr beinahe wie ein Glück, daß nicht eine der drei anderen Mädchen Lise hieß, sondern die zierliche Kleine, die ihr eben mit herlichem Wohl betomms den Kaffee präsentirte.

Der Martin hatte seinen schlechten Geschmack, das mußte sie sagen: Das Mädchen sah hübsch aus, frisch, adrett. Das einfache Kleid sah wie angegemessen. „Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten?“ „Bei den Herren ist es uns verboten, bei einer alten Dame wird es wohl erlaubt sein.“

Lise nahm ihre Handtasche auf und setzte sich. Die alte Frau beugte sich zu ihr und betrachtete die Arbeit. „Eine schöne Spitze. Für wen soll die sein?“

„Für mich, meine Dame. Am Nachmittage ist nichts zu thun, da fällt die Zeit damit aus und brauch' das Geld dafür nicht auszugeben.“

„Sie verdienen doch gewiß viel Geld.“ Das Mädchen lächelte und zuckte die Achseln. „Wir sind in der Hauptsache auf Trinkgelde angewiesen, und wer nicht darauf zu laufen versteht.“

Frau Glodowy war unermüdlich im Fragen, die Kleine antwortete bereitwillig. Als die Uhr sechs schlug, packte sie ihre Arbeit ein und hand auf. „Ich habe heute freien Abend und will jetzt gehen.“

„So? Sie sind jetzt frei. Das trifft sich schön. Ich bin fremd hier und möchte gern in's Theater gehen. Wollen Sie mich begleiten?“

Lise nahm die Aufforderung mit Dank an. „Gut, dann essen wir noch hier zu Abend und fahren dann in's Theater.“

Es war ein sehr vergnüglicher Abend gewesen. Sie hatten eine sehr tomißche Besize gelassen und über all den Unfinn herzlich gelacht. Dabei war es dem Mädchen gar nicht aufgefallen, daß die alte Dame in den Bausen unermüdlich allerlei Fragen stellte, die ihre Person und ihren Beruf betrafen. Ganz unwillkürlich war es gekommen, daß Lise auf dem Heimwege, den sie bei dem schönen Herbstwetter zu Fuß zurücklegte, der Alten ihre kurze Lebensgeschichte erzählte. Wie sie als Waise bei ihrem Vormund aufgewachsen sei. Dort habe sie schwer arbeiten müssen. Das hätte sie gern gethan, aber man habe ihr nicht einmal den Lohn einer Dienstmagd gegeben. Da sei sie weggegangen, hier nach Königsberg, und sei Kellnerin geworden. Mit Thränen in den Augen gestand sie, daß sie diesen Schritt schon hundertmal bereut habe, denn jeder Gast glaube das Recht zu haben, ihr's Schicksal zu zuzutrauen.

„Dann haben Sie gar keinen Liebhaber?“ warf die Alte ein. Einen Augenblick zögerte die Kleine mit der Antwort. Dann sagte sie leise, aber fest: „Ja, ich habe einen. Er hat mich sehr lieb und ich ihn auch. Aber zusammenkommen werden wir wohl nicht.“ Er kann doch keine Kellnerin heirathen.“

„Ach, das finde ich aber sonderbar.“ Am nächsten Morgen ging Frau Glodowy in Geschäften aus. Ihr erster Gang führte sie zu der Wittive, bei der Lise wohnte. Die Adresse hatte sie sich von der Wirthin geben lassen. Zu Mittag aß sie mitten unter den Einjährigen, die sich nicht wenig über die Alte wunderten, die ihnen freundlich zunickte, wenn sie sich nach ihr umsehen. So hatte ja auch ihr Martin hier gefessen und gesuttert. Dabei ließ sie ihre schönen Augen fleißig umherpazieren und machte ihre Beobachtungen. Den anderen Drei schien es nichts auszumachen, wenn ein junger Mann sie in die Baden kniff oder gar den Arm um die Taille legte. Nur bei Lise schien das keiner zu wagen. Und doch war sie zu jedem freundlich, ja aufmerkamer als die anderen.

Nach dem Essen ging die Alte auf ihr Zimmer und ließ die Wirthin zu sich bitten. „Liebe Frau Korwen, ich interessire mich für die Lise. Was ist das für ein Mädchen?“

„Ja, liebe Dame, ich weiß nicht, was Sie wissen wollen. Das Mädchen ist schon drei Jahre bei uns, während die anderen fast jeden Monat wechseln. Wir können sie nicht entbehren, denn sie steht für das Unfrage, als wenn sie unser Kind wäre. Zu den jungen Leuten könnte sie doch unfruchtbar sein, die Lieben das, aber vielleicht ist es besser so.“

„Hat sie denn gar keinen Liebhaber?“ „O ja! Allerdings eine tomißche Geschichte. Das scheint ein Gutsbesitzer aus der Provinz zu sein. Der kommt alle paar Wochen auf drei Tage her. Ein oder zweimal geht er mit ihr in's

Theater und dann fährt er wieder weg. Ich glaube, den triegt sie noch mal zum Mann.“

„Gott geb's, liebe Frau. Und nun schön Dank für die Auskunft. Ich will mich jetzt ein Stündchen ausruhen. Um vier Uhr schicken Sie mir Kaffee und die Rechnung herauf. Wenn ich bitten darf, durch die Lise, ja?“

Der Wirthin schien ein Licht aufzugehen. „Sie sind vielleicht die Mutter.“

„Ja, ich bin die Mutter des jungen Gutsbesizers, ich habe mit dem Mädchen angeheiratet. Aber, bitte, halten Sie reinen Mund.“

Frau Glodowy war schon aufgestanden und sah auf dem Sopha, als Lise den Kaffee brachte.

„So, mein Kind, ich danke herzlich. Und nun setzen Sie sich doch hin, mir gegenüber. Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Ich bin Frau Glodowy aus Sarenthen, Martins Mutter.“

Auf dem Gesicht des Mädchens kam und ging die Farbe. Die alte Frau machte ein ernstes Gesicht.

„Er will Ihre Tochter nicht heirathen. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.“ Die Kleine war aufgesprungen und hatte die Hände gefaltet. Ein Leben ging durch ihre Gestalt. „Ich habe bei Gott noch nie mit einem Wort von ihm verlangt, daß er mich heirathen soll. Aber vor vierzehn Tagen war er hier und hat mir geschworen, daß er keine andere nehmen wird als mich. Da hab' ich ihm mein Wort gegeben.“

„Ich bin seine Braut.“ „Hier.“ Sie neigte an der Tafel, die sie am Gürtel trug, holte einen glatten Ring hervor und steckte ihn an den Finger. „Hier, das ist der Ring und den gebe ich nicht ab, wenn er ... er nicht selbst ihn mir abverlangt.“

Die Mutter war langsam näher gekommen. Jetzt legte sie ihren Arm um das Mädchen und zog es sanft an sich. „Du Dummkopf! Du sollst ja meine Tochter werden! Das ist recht, laß ihn Dir nicht nehmen! Was man mit ganzem Herzen liebt, das muß man festhalten. Hält'st Du anders gefassten, dann wäre ich allein geblieben. Jetzt fahren wir Beide zu Martin!“

„Und nun hast Du auf mich Mutter zu sagen.“

Zuschend, schluchzend warf sich das Mädchen an die Brust der alten Frau.

Pan Glodowy war in übler Laune. Er kämpfte noch immer mit dem Entschluß der Mutter zu sagen, daß er na' Königsberg fahren und die Lise heirathen werde. Langsam schritt er über den Hof dem Hause zu, zögernd trat er in die Wohnstube, wo die Mutter, eben heimgekehrt, am Kaffeetisch saß. Liebste Muttchen! Ich muß es Dir sagen ... ich werde heirathen.“

„Sehr richtig, mein Sohn! Und weil Du neulich sagtest: ein Jahr warten wäre Unfinn, habe ich Dir ein Braut mitgebracht. Dort in jener Stube steht sie.“

Martin machte erst ein furchtbarem Gesicht, dann wurde er roth, und schließlich öffnete er zögernd die Thür.

„Lise! ... Martin!“ Die Mutter war leise zu ihnen getreten. „Du Vorboß, komm' mit das nicht schon früher sagen, daß Du mir eine so liebe Tochter in's Haus bringen willst?“

Die Wette.

Humoreste von G. A. Hennig.

In dem kleinen Nebenzimmer zum „Roten Ochsen“ war eine lustige Gesellschaft versammelt. Es waren meistens Studenten, einige jüngere Beamte der Reichsbank, sowie etliche Juristen.

Die Unterhaltung war, der Situation angemessen, eine äußerst lebendige und bewegte sich sprunghaft bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete. Daß man dabei auch in die „vierte Dimension“ gerieth, ist deshalb weiter kein Wunder und eben war der Referendar Schnabel im Begriff, eine längere Rede über dies sein Lieblingsthema vom Stapel zu lassen, als der Jollamsaffiffant Otto Säuberlich, scherzweise „der grüne Otto“ genannt, sich plötzlich bückte und etwas vom Boden aufhob.

Natürlich wandte sich jetzt, sehr zum Aerger des Referenten aus der Geisteswelt, das allgemeine Interesse vor seinem Vortrage ab und dem Hunde Säuberlich's zu.

„Was hast Du denn? Sehen lassen! Herzeigen!“

„Ein Rehnel! habe ich gefunden,“ erwiderte der grüne Otto, das besagte Gelbthier mit dem Rodärmel polierend. „Hurrah, das wird veroffen!“ jubelt die ganze Corona.

„Unverschäm't,“ tuerte Schnabel. „Während ich in der vierten Dimension weile, kriecht dieser Wurm auf dem Erdboden herum und sucht nach profanem Mammon.“

„Sib's dem Ferdinand, der legt Dir's auf der Reichsbank an.“

„Ober schenk' dem Piccolo, der läßt Dich dafür ebenso hoch leben, wie Dich unser Schnabel lieben haben wollte.“

Solche und ähnliche Witze wurden durchschwirlen die Luft; der grüne Otto aber reagierte lebhaft durch ein pffifiges Lächeln auf dieselben. „Kinder,“ sagte er dann und zog

sein Taschentuch, „das ist ein Glücksgroschen.“

Dann nahm er das Taschentuch, band das Gelbthier in einen Zipfel desselben und steckte es sodann wieder zu sich.

„Wie, was?“ warf Schnabel ironisch ein. „Ein Glücksgroschen? Haha! Ich glaube gar, unser grüner Otto glaubt noch an Ammenmärchen.“

„Warum nicht?“ erwiderte ebenso ironisch der glückliche Finder. „Es ist mindestens ebenso gut wie Dein Holuspokus, nur mit dem Unterschiede, daß der Deine Dir noch niemals einen Groschen eingetragen hat.“

„Und was für ein großes Glück soll Dir denn Dein Hund eintragen?“ forschte ein besonders neugieriges Mitglied der Gesellschaft.

„Nicht mehr und nicht minder, als daß mir das Geld im Beutel niemals mehr ausgehen kann, solange ich dieses Gelbthier bei mir trage.“

„Woher hast Du das?“

„Wahrscheinlich,“ rief der Referendar dazwischen, „man könnte versucht sein, das ganze Weltall nach solchen Glücksgeld abzusuchen, wenn wir nicht unglücklichere als am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts lebten.“

„Es würde Dir nichts nützen,“ gab Otto zurück. „Der Zauber bewährt sich nur bei gläubigen Gemüthern; bei Spöttern verkehrt sich die Wirkung in's Gegenheil!“

Eine Weile gingen die Meinungen über dieses Thema, zumeist in scherzhaften Wendungen, hin und her, bis der grüne Otto sich plötzlich erhob, um das Zimmer auf kurze Zeit zu verlassen. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als er lautes Gelächter hören konnte, aus dem sein Name ganz deutlich herausklang. „Lächelnd — denn er war ein gutmüthiger Mensch und verstand einen Spaß — blieb er hinter der Thür stehen und horchte. Und er brauchte sich nicht allzu sehr anzustrengen, denn der Wortführer, Studiosus Schlund, sprach laut genug.“

„Hört Leute,“ so ließ er sich vernehmen, „das gibt einen kapitalen Spaß und ein heiß Bier obendrein. Während ihr euch nämlich über den Werth des Glücksgroschens gestritten habt, habe ich dem grünen Otto unbemerkt sein Tuch aus der Tasche gezogen. Seht hier ist es!“

Und er hielt das Taschentuch mit der eingetrotzten Münze hoch über dem Tische empor.

„Ja und was soll's damit?“ warf die Corona ein.

„Wartet nur ab, es kommt gleich,“ fuhr Schlund fort. „Also wir nehmen jetzt dieses Zehnpennigstück heraus und knüpfen ihm dafür einen Hosenknopf ein. Ich practicire ihm alsdann das Tuch wieder in die Tasche, während ihr nochmals auf den Glücksgroschen zu sprechen kommen müßt. Schnabel, dem er ohnedies noch Gelegenheit sündig ist für den unterbrochenen Vortrag, muß sodann einwirken, daß Ottos Leichtgläubigkeit groß genug sei, daß er vielleicht gar nicht einmal hingekuckt habe, ob es überhaupt ein Zehnpennigstück sei, was er gefunden habe.“

Er, Schlund, wolle ihm dann eine Wette proponiren, daß Schnabel recht habe und die Anderen sollten ihn dabei nach Kräften unterstützen.

„Das heiß' Wien ist uns sicher,“ schloß Schlund seinen mit Jubel aufgenommenen Vorschlag.

„Das ist mal eine Gaunerbande,“ murmelte Otto draußen vor der Thür, „einen To' rein zu legen!“

Nach Verlauf von fünf Minuten trat Otto Säuberlich, scheinbar gänzlich unbefangen, wieder in's Lokal und setzte sich auf seinen Platz. Er machte sich ostentativ mit den Händen auf dem Tische zu schaffen und verzog keine Miene, als er spürte, wie das erwartete Taschentuch wieder zu seinem rechtmäßigen Besizer zurückkehrte. Denn in der Vorrede des nahen Triumphes geschah diesmal die Manipulation etwas weniger unmerklich. Inzwischen widelte sich die einstudirte Scene ganz programmgemäß ab. Der grüne Otto war ganz Lächeln und Heiterkeit; als aber der Referendar in seiner etwas höhnischen Weise das vererbte große Geschütz auffahren ließ, da ließ Otto doch etwas von Gereiztheit spüren.

„Es ist doch lächerlich,“ sagte er, „mir anzunehmen, daß ich nicht einmal ein Zehnpennigstück von einem Hosenknopf solle unterscheiden können.“

„Es sind noch größere Zerrhümer bei noch klügeren Leuten vorgekommen,“ mischte sich jetzt Schlund in's Gespräch. „Ich hätte Lust, rein aus Opposition einen Heißelber Bier zu netzen, daß Du das Opfer eines Hosenknopfes geworden bist und statt eines Zehners einen alten Knopf gefunden und in das Taschentuch gebunden hast!“

„Und dann ist es mit der erhofften Wirkung vorbei,“ warf Schnabel ein.

„Hilft Du die Wette?“ fragte Schlund und machte dabei ein Gesicht, als sei sie ihm einestheils schon wieder leid.

„D, der Otto traut sich ja doch nicht, sie anzunehmen, obwohl er es ganz gut könnte, da ja sein Beutel niemals leer werden soll,“ sagte Schnabel wieder.

„Nun, wenn es euch Spaß macht und Schlund durchaus einen Heißelber zahlen will, so nehme ich die Wette an,“ sagte Otto gelassen. „Gut, gut!“ rief der Referendar. „Und ich zahle noch zehn Flaschen Rothen, wenn der Schlund sie verliert.“

Bedächtig zog Otto sein Taschentuch hervor und machte sich daran, den Knoten aufzuknüpfen. Mit Span-

nung und Schadenfreude blickte ihm die ganze Tafelrunde auf die Finger. Endlich war der Knoten gelöst; Otto nahm dessen Inhalt und warf ihn auf den Tisch.

„Du seht selbst, ob das ein Zehnpennigstück ist, oder ein Hosenknopf,“ sagte er lächelnd. Verblüfft, bestürzt und ungläubig starrten alle die Münze an. Es war wirklich ein Zehnpennigstück!

„Das ist dann doch der Teufel!“ plägte während der Referendar betraut.

„Jetzt glaube ich bald selber an Zauberei und Hexenputz,“ tuerte Schlund. Denn es war kein Zweifel, die auf dem Tische liegende Münze, die der grüne Otto lochen aus dem Taschentuche gebunden hatte, war ein rechtliches, echtes Zehnpennigstück. Unter dem Schilde der Corona mußten Schlund und Schnabel die Wette bezahlen, und wenn man sich den Vorgang auch nicht recht erklären konnte, so zerbrach man sich angesichts der bald eingetretenen Fideleit nicht weiter den Kopf darüber.

Der Schlund hat sich eben in der Heft selber verschaut und verdient somit den Reinsfall! Das war die Erklärung, mit der man sich begnügte.

Auf dem Heimwege gestand der grüne Otto aber seinem Freunde Schlund, wie er von dem ganzen Anschlage Kenntniß erhalten und drauhen in ein zweites Taschentuch ein zweites Zehnpennigstück eingebunden habe.

„Als Ersatz für die verlorene Wette darfst Du den Glücksgroschen behalten,“ tröstete er den Gefoppten.

Ein phantastischer Betrüger.

Bei einem Pariser Gastwirth sprach dieser Tage ein ansässiger gelehrter, vertrauenswürdig aussehender Mann vor, um ein größeres Geschäft mit ihm abzuschließen. Er behauptete, Unternehmer von Straßenarbeiten zu sein und die Verlegung der Kanäle in der Rue Reaumur in Auftrag bekommen zu haben. Er würde durch längere Zeit vierzig Arbeiter beschäftigen, die er bei dem Gastwirth beschaffen wollte. Dieser witterte ein gutes Geschäft und ging auf alle Bedingungen des Unternehmers ein. Unter anderem erludte ihn dieser, in seinem Geldschrank Dokumente und Wertpapiere aufbewahren zu dürfen, da sein Bureau von dem Arbeitsplatz zu entfernt wäre. Er ließ auch gleich fünf Antieilscheine einer Aktien-Gesellschaft zurück und entfernte sich. Am nächsten Morgen erludte er in Begleitung von vier Arbeitern, die sofort die Straße aufzuräumen begannen. Der Unternehmer wollte sich zur Bahn begeben, um die übrigen Arbeiter zu holen, als die vier Arbeiter, die eben aus der Provinz angekommen sollten, zu empfangen. Unterwegs wollte er eine Zahlung von 1500 Fr. erheben. Unglücklicherweise hatte er seine Briefschlüssel vergessen. Können Sie mir nicht diesen kleinen Betrag inzwischen auf die bei Ihnen erlegten Wertpapiere vorkassieren?“ fragte er den Gastwirth, der bereits 40 Gebete aufgestell't. „Mit Vergnügen!“ antwortete der gefällige Wirth. „Wollen Sie es in Gold oder in Banknoten?“ „Geld und Gold!“ entschied der Unternehmer. Mit der Summe in der Tasche verschwand er, um nie wiederzukommen. Die Arbeiter legten inzwischen ihr Werk gewissenhaft fort. Als sie eine Entfernung von 15 Meter Länge und 3 Meter Breite gegraben, erludte endlich ein Polizeikommissar, der den Schwindel aufdeckte. Die Straße mußte auf Kosten der Behörden zugeschliffen und neu gepflastert werden.

Der Rehbock als Begleiter des Jägers.

Ein Postverwalter in der Mark Brandenburg fand im vorigen Jahr in einem von der Rinde verlassenen Lager ein etwa zwei Tage altes Rehkitz. Er nahm es mit sich ins Haus und das Thierchen gedieh bei guter Aufzucht mit Kuhmilch vorzüglich, nachdem es die ersten Indigestionen überwunden hatte. Jetzt, nach etwa dreizehn Jahren, ist der durch das Gehörn seine Männlichkeit beweisende Bod der treueste Freund des Jägers und des Jagdhundes „Treff“ geworden. Mit diesem klaffischen Freunde des Waldwides schlüft „Hans“, so heißt der Bod, in einem großen Karbe und wird von ihm gegen Zudringlichkeiten anderer Hunde auf's energischste verteidigt. Er scharrt an der Bütt wie „Treff“, wenn er Einlaß haben möchte; so hat er es von seinem Freunde gelernt. Nur insofern hat er die Unarten seiner Wildnatur nicht ganz abgelegt, als er die Knospen am Spalier des Hauses abgenagt hat. Auf der Jagd zeigt er sich durchaus schüchtern, von einigen Scharckprüngen abgesehen. Neulich bestand „Hans“ eine strenge Prüfung, als ihn sein Herr mit in den Wald nahm, um ihm Verwandte seines Stammes zu zeigen. „Hans“ fluchte und schien sich zu Einestgleichen gefellen zu wollen. Aber als diese davon sprangen, kam er in großem Bogen zurückgelaufen und folgte seinem Herrn ins traute Jägerheim zurück.

Die Hauptfrage.

„Hast Du Dich gestern im Konzert amüß't?“

„Nein — das Bier war miserabel!“

Bedenkliche Besichtigung.

„Wie lange hast Du Dich in München, der großen Bierstadt, aufgehalten?“

„Wierzehn volle Tage.“